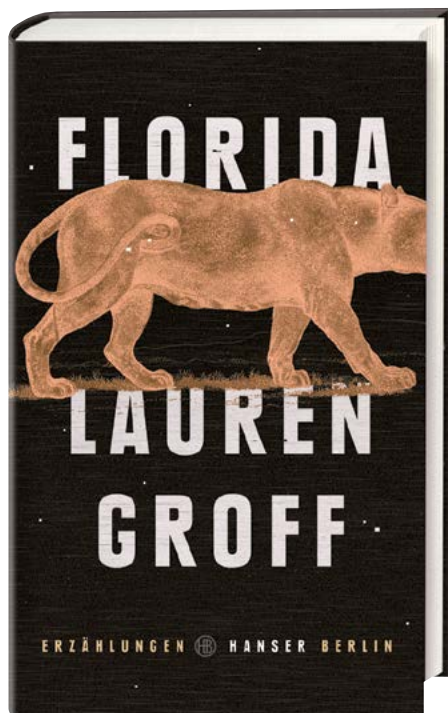


Leseprobe aus:
Lauren Groff
Florida



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2019

 HANSER BERLIN



LAUREN GROFF

FLORIDA

Erzählungen

Aus dem Englischen
von Stefanie Jacobs

Hanser Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel *Florida* bei Riverhead Books in New York.

Die Arbeit der Übersetzerin wurde mit einem Stipendium
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26410-6

© 2018 Lauren Groff

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2019 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag

GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

nach einem Entwurf von

Penguin Random House US/Grace Han

Motiv: nach einem Druck von W. Panormo,
in Robert Huish, *The Wonders of the Animal Kingdom*

(London: Thomas Kelly, 1829)

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Für Heath

INHALT

Geister und Leerstände	9
In den imaginären Winkeln der runden Welt	24
Wolf werden	53
Die Mitternachtszone	77
Auge in Auge	94
Um Himmels willen – im siebten Himmel	111
Salvador	141
Blumenjäger	165
Oben und unten	180
Schlangengeschichten	214
Yport	225
Danksagung	287

GEISTER UND LEERSTÄNDE

Irgendwie ist aus mir eine Frau geworden, die herumschreit, und weil ich keine Frau sein will, die herumschreit, deren Kinder mit starren und wachsamen Mienen durchs Haus schleichen, habe ich mir angewöhnt, nach dem Abendessen die Laufschuhe anzuziehen, raus auf die dämmrigen Straßen zu gehen und das Ausziehen, Waschen, Vorlesen, Vorsingen und Einmummeln der Jungen meinem Mann zu überlassen, jemandem, der nicht herumschreit.

Während ich meine Runde drehe, wird es allmählich dunkel, und ein zweites Viertel entfaltet sich über dem von tagsüber. Es gibt nicht viele Straßenlaternen, und die, unter denen ich entlanggehe, lassen meinen Schatten Streiche spielen; er trödelt mir hinterher, galoppiert mir vor die Füße und rennt übermütig voran. Die einzigen weiteren Lichtquellen sind die Häuser, an denen ich vorbeigehe, und der Mond, der mir befiehlt: Sieh hoch! Streunende Katzen huschen vorbei, Strelitzen strecken die Köpfe aus dem Dunkel, Gerüche durchströmen die Luft: Eichenholzstaub, Schleimpilze und Kampfgeruch.

Im Norden Floridas ist es kühl im Januar, und ich gehe schnell, um warm zu werden, aber auch, weil das Viertel trotz seiner altherwürdigen Ausstrahlung – riesige viktorianische Häuser, die Zwanziger-Jahre-Bungalows überstrahlen, gerahmt von funktionalen Ranchen aus den Fünfzigern – kein ganz sicheres Pflaster ist. Vor einem Monat hat es eine Vergewaltigung gegeben, eine Joggerin um die fünfzig wurde in die Azaleen gezerrt, und vor einer Woche sind mehrere unange-

leinte Pitbulls über eine Mutter und ihr kleines Kind im Buggy hergefallen und haben beide zerfleischt; immerhin leben sie noch. Die Hunde können nichts dafür!, haben sich Tierfreunde in der Nachbarschafts-E-Mail-Liste ereifert, aber diese Hunde waren Soziopathen. Als die Vororte in den Siebzigern gebaut wurden, überließ man die historischen Bauten im Zentrum Studenten, die auf den Kiefernkernelholzböden mit Bunsenbrennern Dosenbohnen aufwärmten und die Ballsäle in Apartments zerlegten. Als die Häuser durch Feuchtigkeit und Vernachlässigung irgendwann moderten, zusammenzusacken begannen und rostige Schuppen bekamen, überließ man sie wiederum den Armen und Hausbesetzern. Wir sind vor zehn Jahren hierhergezogen, weil unser Haus billig war und ein Skelett aus gutem Holz hatte, und wenn es schon der Süden mit gekochten Erdnüssen und dem wie Achselhaar von den Bäumen hängenden Louisianamoos sein musste, dann würde ich mich mit meinem Weißsein wenigstens nicht in einer geschlossenen Wohnanlage verbarrikadieren, hatte ich beschlossen. Ist es dort nicht etwas ... prekär?, fragten Leute aus der Generation unserer Eltern und verzogen das Gesicht, wenn wir ihnen erzählten, wo wir wohnten, und ich musste mir auf die Zunge beißen, um nicht zu entgegnen: Meinen Sie schwarz oder einfach nur arm? Denn es war beides.

Inzwischen breitet sich im Viertel der Virus Weiße Mittelschicht aus, und überall wird wie wild renoviert. Die Schwarzen sind in den letzten Jahren fast alle weggezogen. Die Obdachlosen blieben noch eine Weile, weil unser Viertel an die Bo Diddley Plaza angrenzt, auf der mehrere Kirchen bis vor Kurzem Essen und Gottes Segen verteilten und über die gleich einer Flutwelle die Leute von Occupy hereinbrachen, die das

Recht einforderten, dort zu zelten, bis sie irgendwann keine Lust mehr hatten, ungewaschen und wie gerädert zu sein, und menschliches Treibgut in Form von Obdachlosen in Schlafsäcken zurückließen. Während der ersten Monate in unserem Haus hatten wir ein obdachloses Paar zu Gast, aber wir sahen die beiden nur, wenn sie sich im Morgengrauen davonschlichen: Wenn es abends dunkel wurde, nahmen sie leise das Gitter ab, das zu dem niedrigen Raum unter unserem Haus führte, um dort zu übernachten; unser Schlafzimmerboden war ihre Decke, und wenn wir nachts aufstanden, gingen wir so leise wie möglich, denn es kam uns unhöflich vor, die Füße nur ein paar Handbreit über dem Gesicht eines träumenden Menschen aufzusetzen.

Auf meinen abendlichen Runden offenbart sich das Leben der Nachbarn in erleuchteten Fenstern, die Aquarien ähneln. Manchmal werde ich stille Zeugin von Streitereien, die wie ein langsamer Tanz ohne Musik aussehen. Man kann nur staunen, wie die Menschen leben, über das Chaos, das sie unterhalten, die köstlichen Kochdünste, die auf die Straße wehen, und die Weihnachtsdeko, die allmählich in der Alltagskulisse versickert. Den ganzen Januar über habe ich einem Weihnachtsstrauß auf einem Kaminsims beim Welken zugesehen, bis die Rosen gelbbraun und dürr waren und das Wasser nur noch grüner Schaum, während ein dicker Santa an seinem Deko-Stab immer noch fröhlich aus den Ruinen strahlte. Fenster für Fenster kommt näher, erstarrt mit seinem blauen Fernsehlichtschleier oder dem über eine Pizza gebeugten Paar für einen Augenblick zum Standbild, bis ich vorbei bin, und gleitet dann in die Vergessenheit. Ich muss an Wasser denken, das einen Eiszapfen herunterläuft, kurz innehält und einen

glänzenden Tropfen bildet, der schließlich zu schwer wird und abfällt.

Es gibt ein nahezu fensterloses Haus im Viertel, das ich trotzdem sehr mag, weil darin Nonnen leben. Früher waren es sechs, aber wie es bei sehr betagten Damen nun einmal ist, gab es Schwund, und jetzt quietschen nur noch drei gütige Schwestern auf ihren Gesundheitsschuhen durch die palastähnlichen Räume. Ein befreundeter Immobilienmakler hat erzählt, beim Bau des Hauses in den Fünfzigern sei in den bröseligen Kalkstein auf dem Hof ein Luftschutzbunker eingelassen worden, und in schlaflosen Nächten, wenn mein Körper im Bett liegt, aber mein Kopf noch durchs Dunkel wandert, stelle ich mir gern vor, wie die Nonnen in vollem Ornat in ihrem Bunker Kirchenlieder singen und abwechselnd auf einem Heimtrainer strampeln, damit die flackernde Glühbirne nicht ausgeht, während oberirdisch alles verkohlt ist und der Wind sich an rostigen Türangeln reibt.

Weil es abends so kalt ist, sind außer mir nur wenige Menschen unterwegs. Ein Joggerpärchen, etwas langsamer als ich in schnellem Gehtempo. Meist bleibe ich hinter ihnen, höre zu, wie sie über Hochzeitspläne und Streitigkeiten mit Freunden plappern. Einmal lachte ich selbstvergessen über irgend etwas, das sie gesagt hatten, und sie drehten sich mit Eulengesichtern ärgerlich zu mir um, trabten dann schneller und bogen bei der erstbesten Gelegenheit ab, und ich ließ sie im Dunkel verschwinden.

Dann gibt es die elegante, hochgewachsene Frau mit ihrer Deutschen Dogge, deren Fell die Farbe der Flusen im Trocknersieb hat; ich fürchte, der Frau geht es nicht gut, denn sie be-

wegt sich sehr steif, und manchmal zuckt ihr Gesicht, als würde sie von stromstoßartigen Schmerzen geplagt. Manchmal stelle ich mir vor, ich schieße um eine Ecke und finde sie leblos auf dem Boden; dann würde ich sie über ihren Hund legen, ihm einen Klaps auf den Widerrist geben und zusehen, wie er sie mit seinem höchst würdevollen Gang heimträgt.

Da ist der unglaublich dicke Junge um die fünfzehn, der nie ein Hemd anhat und in seinem Wintergarten auf dem Laufband trainiert. Egal wie oft ich an seinem Fenster vorbeigehe, immer ist er da, und er stampft so laut, dass ich seine Schritte noch ein paar Häuser weiter höre. Weil im Haus alle Lichter brennen, kann er hinter dem schwarzen Fenster nichts sehen, und ich frage mich, ob er sein Spiegelbild so beobachtet, wie ich ihn beobachte, ob er sieht, wie bei jedem Schritt kleine Wellen über seinen Bauch laufen wie über einen Teich, in den jemand einen faustgroßen Stein geworfen hat.

Dann gibt es die scheue, stets vor sich hin murmelnde Dame, eine Dosensammlerin, die ihre klappernden Tüten hinten auf ihr Fahrrad hievt und die alten Betonschwellen vor den größeren Häusern nutzt, um in den Sattel zu kommen; ihr Geruch lässt mich an die wohlhabenden Südladys in dunkler Seide denken, die von diesen Trittsteinen aus früher in ihre Kutschen stiegen und sicher einen ähnlich intimen Gestank verbreiteten. Die Körperpflege mag sich im Laufe der Zeit verändert haben; der menschliche Körper nicht.

Vor einer Bodega mit Fenstergittern steht unter der Laterne oft ein Mann, der fiese Sachen zischt. Ich wappne mich, mache mein Komm-mir-ja-nicht-blöd-Gesicht, und er müsste schon einiges mehr tun als nur zischen, aber ein Teil von mir ist mehr als bereit und will rauslassen, was in mir hochkocht.

Manchmal glaube ich das verstohlene Paar zu sehen, das unter unserem Haus gewohnt hat, die Hand des Mannes auf ihrem Rücken, den ganz bestimmten Winkel seiner Fürsorge, aber wenn ich näher komme, ist es nur ein Papayabaum, der sich über eine Regentonne neigt, oder zwei Jungen, die im Gebüsch rauchen und misstrauisch werden, wenn ich vorbeigehe.

Und dann ist da der Therapeut, der jeden Abend am Schreibtisch im Arbeitszimmer seines viktorianischen Hauses sitzt, das an eine moderne Galeere erinnert. Einer seiner Patienten hat ihn in flagranti mit seiner Frau erwischt; der Patient hatte eine geladene Waffe im Auto. Die Frau starb beim Koitus, der Therapeut überlebte, hat aber immer noch eine Kugel in der Hüfte, die ihn humpeln lässt, wenn er aufsteht, um sich Scotch nachzuschenken. Es heißt, er besuche den gehörnten Mörder einmal pro Woche im Krankenhaus, aber ob aus Freundlichkeit oder um seinen Triumph auszukosten, bleibt unklar, wobei Motive ja nie ganz rein sind. Mein Mann und ich waren gerade erst eingezogen, als der Mord passierte; wir kratzten gerade die alte Farbe von den Eichenleisten in unserem Esszimmer ab, da sprenkelten Schüsse die Luft, aber wir glaubten natürlich, die Kinder ein paar Häuser weiter hätten Böller gezündet.

Auf meiner Runde begegnen mir Fremde, aber auch bekannte Gesichter. Als ich einmal Anfang Februar hochsehe, entdecke ich eine gute Freundin in einem rosa Gymnastikanzug beim Stretching in ihrem Fenster, aber dann macht es klick und mir wird klar, dass sie sich nicht dehnt, sondern die Beine abtrocknet, und dass der Gymnastikanzug ihre Haut ist, gerötet von der heißen Dusche. Obwohl ich sie kurz nach der

Geburt ihrer Söhne im Krankenhaus besucht habe, die Neugeborenen, die noch nach ihr rochen, in den Armen gehalten und die frische Kaiserschnittwunde gesehen habe, begreife ich erst jetzt, als ich ihr beim Abtrocknen zusehe, dass sie ein sexuelles Wesen ist, und als ich das nächste Mal mit ihr spreche, werde ich etwas rot und habe andauernd Bilder von ihr in extremen Sexstellungen vor Augen. Aber meistens bekomme ich die Mütter aus meinem Bekanntenkreis nur flüchtig zu Gesicht, wenn sie krumm wie Schäferhaken den Boden nach winzigen Legosteinen, halb zerkaute Weintrauben oder den Menschen, die sie einmal waren, absuchen, zusammengesackt in einer Ecke.

Ich krieg zu viel, ich krieg zu viel, schreie ich meinen Mann an manchen Abenden an, wenn ich nach Hause komme, und er sieht mich ängstlich an, dieser sanfte Hüne, setzt sich mit dem Laptop im Bett auf und sagt leise: Ich glaube, es ist noch nicht ganz weg, Liebling, vielleicht drehst du besser noch eine Runde. Dann zische ich wieder ab, stinksauer, denn je später es ist, desto gefährlicher wird es auf den Straßen; was fällt ihm eigentlich ein, mich diesem Risiko auszusetzen, wo ich doch gerade ohnehin in keiner guten Verfassung bin, aber vielleicht ist auch mein warmes Haus gefährlicher geworden. Tagsüber, wenn meine Söhne in der Schule sind, verschlinge ich wie eine Besessene alles über die Katastrophen der Welt, die Gletscher, die sterben wie lebende Wesen, den Großen Pazifikmüllfleck und das hundertfache, nicht protokollierte Artensterben – Jahrtausende, einfach so ausgelöscht, als wären sie nichts wert. Von unbändiger Trauer erfüllt, lese ich, als könnte Lesen dieser Trauer irgendwie den Rachen stopfen, statt ihre Gier zu befeuern, denn genau das passiert.

Obwohl es mir mittlerweile fast egal ist, wo ich langlaufe, versuche ich, jeden Abend am Ententeich zu sein, wenn sich die seit Wochen vergessene Weihnachtsbeleuchtung ausschaltet, die Frösche mit ihrem synkopischen Gesang loslegen und der Teich förmlich explodiert. Eine Weile hat unser Trauerschwannpaar die Frösche mit seinen Trompetenstimmen zurechtgewiesen, als wollte es sagen, *Ruhe da!*, aber die Vögel, deutlich in der Unterzahl, haben es schnell wieder aufgegeben, sind auf die Insel mitten im Teich geklettert und haben sich schlafen gelegt, die Hälse ineinander verschlungen. Die Schwäne hatten letztes Jahr vier Küken, niedliche, piepsende Federbäusche, in die meine beiden Jungen regelrecht verliebt waren und denen sie jeden Tag Hundefutter hinwarfen, bis einer der Jungschwäne eines Morgens, während die Elterntiere von unserem Futter abgelenkt waren, erstickt tschiepte und ruckartig abtauchte; er tauchte zwar wieder auf, aber am anderen Ende des Teichs, in den Pfoten eines Otters, der ihn sich Bissen für Bissen einverleibte und dabei seelenruhig auf dem Rücken schwamm. Der Otter schnappte sich noch ein weiteres Küken, bevor der Wildlife Service kam, um die restlichen beiden abzuholen, aber später stand in unserem Nachbarschaftsblättchen, dass die winzigen Schwanenherzen vor Angst versagt hatten. Monatelang schwammen die Elternschwäne verloren herum, untröstlich. Aber vielleicht ist das auch eine Projektion: In ihrer Doppelrolle als schwarze Schwäne und Eltern tragen sie von vornherein ein Trauerkleid.

Am Valentinstag sehe ich beim Nonnenkloster von Weitem rot-weiße Lichter blinken und gehe schneller in der Hoffnung, die Nonnen würden eine Liebesparty feiern, mit wilder Disko, aber stattdessen sehe ich einen Krankenwagen wegfah-

ren, und am nächsten Tag bestätigen sich meine Befürchtungen; es ist wieder eine Nonne weniger, jetzt sind es nur noch zwei. Sich zu Ehren Gottes erotischen Genuss zu versagen wirkt in unserer hedonistischen Zeit wie ein Anachronismus, und angesichts ihrer Gebrechlichkeit und des riesigen Hauses, in dem sie herumgeistern, wurde beschlossen, dass die beiden verbleibenden Nonnen umziehen müssen. Am Abend ihres Auszugs will ich zusehen, erwarte einen Umzugswagen, aber die paar Lederkoffer und die ein, zwei Kartons passen auf den Rücksitz ihres Kombis. Als sie abfahren, senkt sich Erleichterung über ihre ermatteten Gesichter.

Die Kälte hält sich bis in den März hinein. Es war für alle ein harter Winter, wenn auch nicht so schlimm wie im Norden, und ich denke an meine Freunde und Familie und den aufgetürmten, schmutzigen Schnee dort oben und versuche mir bewusstzumachen, dass hier alles blüht, die Kamelien, die Pfirsichbäume, die Orangenbäume und der Hartriegel, selbst im Dunkeln. Am nächsten Morgen hängt noch der kräftige Jasminduft in meinem Haar, so wie früher der Geruch von Rauch und Schweiß, wenn ich aus einem Club kam, damals, als ich noch jung war und solche undenkbaren Sachen tun konnte. Es gibt hier in der Gegend einen Baustil namens Cracker, was nicht abwertend gemeint ist; große Veranden und hohe Decken, und Mitte März wird schließlich eins der ältesten Cracker-Häuser in North Central Florida renoviert. Die Fassade bleibt erhalten, der Rest wird entkernt. Abend für Abend sehe ich, was von dem Haus noch übrig ist, das immer weiter ausgeweidet wird, bis es eines Tages schließlich ganz verschwunden ist: Am Morgen ist es über einem der Arbeiter zusammengebrochen, der jedoch überlebte, weil er wie Buster

Keaton gerade in einer der Fensteröffnungen stand, als das Gebäude einstürzte. Ich betrachte die Lücke an der Stelle, an der so lange ein bescheidenes und unbemerktes Stück Geschichte stand, ein Haus, das die Stadt durch den Boden brechen und ringsherum wachsen sehen hatte, und ich denke an den Bauarbeiter, der unverletzt aus den Trümmern stieg, und frage mich, was ihm wohl durch den Kopf ging. Ich glaube, ich weiß es. Als ich eines Abends kurz vor Weihnachten von meiner Runde nach Hause kam, war mein Mann gerade im Bad, und als ich seinen Computer aufklappte, sah ich, was ich sah, einen Chat, der nicht für meine Augen bestimmt war, ein Stück Haut, die nicht seine war, und ohne ihn wissen zu lassen, dass ich im Haus gewesen war, machte ich auf dem Absatz kehrt und lief, bis es zu kalt war zum Laufen, bis der Morgen schon fast dämmerte und der Tau auch hätte Raureif sein können.

Während ich jetzt vor dem eingestürzten Haus stehe, gleitet die Frau mit der Deutschen Dogge durchs Dunkel, und mir fällt auf, wie aggressiv bleich sie geworden ist, bleich und so dünn, dass ihre Wangen sich in ihrem Mund berühren müssen, und außerdem ist ihr Toupet verrutscht, so dass über dem Pony ein Streifen Kopfhaut durchscheint. Wenn sie wiederum mich bemerkt, diesen ruhelosen dunklen Dorn, sagt sie nur leise guten Abend, während ihr Hund mit schier menschlichem Mitgefühl im Blick zu mir hochsieht, und zusammen verschwinden sie in der schwarzen Nacht, würdevoll und dezent.

Die meisten Veränderungen geschehen nicht so rasant wie der Einsturz des Hauses, und wie stark der Junge in seinem Wintergarten abgenommen hat, fällt mir erst auf, als ich am Klang seiner Schritte bemerke, dass er auf dem Laufband nicht mehr geht, sondern läuft, und zum ersten Mal seit Langem sehe ich ihn genau an, meinen lieben wackeligen Freund, dessen Erscheinung ich für gegeben gehalten hatte, und die Veränderung ist so imposant, als hätte sich eine Jungfer in eine Birke oder einen Fluss verwandelt. In den letzten Monaten ist aus diesem übergewichtigen Jugendlichen ein schlanker Mann mit Brustwarzen wie zwei Rosenknospen geworden, der sich schwitzend in der Glasscheibe zulächelt, und ich jauchze auf angesichts der Schnelligkeit der Jugend, dieser großartigen Veränderungen, die so zwingend behaupten, dass doch nicht alles schneller vergeht, als wir es lieben können.

Ich gehe weiter, und während das Traben des Jungen immer leiser wird, nehme ich ein beunruhigendes Dauerge-räusch wahr, das ich nicht einordnen kann. Es ist ein schwüler Abend: Seit letzter Woche gehe ich ohne Jacke hinaus, und nur langsam wird mir klar, dass das Geräusch von der ersten eingeschalteten Klimaanlage kommt. Wie Trolle hocken sie unter den Fenstern, und bald werden sie alle laufen; ihr kollektives, tonloses Summen wird Frösche und Nachtvögel übertönen, die Zeit wird einen Sprung machen und die Nacht wird immer unwilliger hereinbrechen, und im kühlen Zaudern der Dämmerung werden die Menschen, die sich nach einem ganzen Tag in der ungesunden Pseudokälte nach echter Luft sehnen, aus ihren Häusern kommen, und dann habe ich die dunklen, gefährlichen Straßen nicht mehr für mich allein. Es liegt ein angenehmer Lagerfeuergeruch in der Luft,

so dass ich vermute, die alten Schmuckzypressenwälder rings um die Stadt stehen in Flammen, was ungefähr einmal pro Jahr passiert, und ich denke an all die armen Vögel, die von der sengenden Hitze aus dem Schlaf gerissen werden, in die desorientierende Dunkelheit getrieben. Am nächsten Morgen entdecke ich, dass es noch schlimmer war, ein kontrolliertes Abbrennen der Felder, auf denen Dutzende Obdachlose in einer Zeltstadt gewohnt hatten, und ich gehe hin, um mir ein Bild zu machen, aber es gibt nichts zu sehen außer einsamen hohen Eichen, von der Hüfte abwärts geschwärzt, die aus rauchender Holzkohle aufragen. Als ich zurückkomme und die in derselben Nacht aufgestellten eins achtzig hohen Zäune rund um die Bo Diddley Plaza sehe – wegen Bauarbeiten, so steht es zumindest auf den Schildern –, ist klar, dass dies Teil eines größeren, sorgfältig choreografierten Plans ist. Blinzeln stehe ich im Tageslicht und will schreien, und ich halte nach einem oder einer Vertriebenen Ausschau. Bitte, schießt es mir durch den Kopf, bitte lass mein Pärchen vorbeikommen, lass mich endlich ihre Gesichter sehen, ihre Hände nehmen. Ich will ihnen Sandwiches machen, ihnen Decken bringen und ihnen sagen, dass es in Ordnung ist, dass sie unter unserem Haus wohnen dürfen. Später bin ich froh, dass ich sie nicht gefunden habe, nämlich als mir klar wird, dass es nicht gerade nett ist, zu einem Menschen zu sagen, Du darfst unter meinem Haus wohnen.

Die warme Woche erweist sich als Übergangsphänomen, ein Fehlstart der Jahreszeit. Es wird noch einmal so klamm und kalt, dass sonst niemand vor die Tür geht, und unterwegs zittere ich, bis ich in einen Drogeriemarkt gehe – kurz raus aus der Kälte –, um Epson-Badesalz zu kaufen, das mir in die Kno-

chen kriechen soll wie jetzt die Kälte. Es ist ein Schock, aus dem kalten Grau in Grau in diese schreienden Farben, die Bullenhitze zu kommen, Hunderte Meilen über die rissigen Bürgersteige zurückzulegen, vorbei an kümmerlichen Zwergpalmen und über den Weg huschenden schwarzen Katzen, vor denen ich blitzschnell flüchte, hinein in diesen Wahnsinn, die Gänge voll buntem Schrott in sinnloser Plastikfolie und mit Plastikaufreißlaschen, die eines Tages im Schlund der letzten Meeresschildkröte dieser Erde landen werden. Ich merke, dass ich hinke, und das Hinken verwandelt sich in eine Art schmerz erfülltes Wippen, denn die Musik fördert längst vergessene Grundschulzeiten zutage, als meine Eltern jünger waren als ich jetzt, unglaublich, und den einen langen Sommer, in dem sie in Dauerschleife Paul Simon gehört haben, der zum federnden Rhythmus afrikanischer Trommeln über einen Ausflug mit einem Sohn, ein menschliches Trampolin und das Fenster im Herzen sang. Es ist zu viel und gleichzeitig zu wenig, und ich gehe ohne das Salz, weil ich für so eine bequeme Absolution noch nicht bereit bin. Ich kann nicht.

So gehe ich Schritt um Schritt, und als ich irgendwann nahe dem entfesselten Froschkonzert hochsehe, erwartet mich dort mitten im Dunkel etwas Überwältigendes: Der neue Eigentümer des ehemaligen Nonnenklosters hat Bodenstrahler installieren lassen, aber sie leuchten nicht die ästhetisch glatte Wand des Kastens an, sondern die sprühend lebendige Eiche davor, so alt und so ausladend, dass sie sich über das halbe Grundstück ausbreitet. Ich wusste schon immer, dass der Baum da ist, meine Kinder haben oft auf den unteren Ästen geschaukelt oder kleine Farne und Epiphyten aus seiner Rin-

de geklaubt und mir damit den Kopf geschmückt. Aber noch nie zuvor hat sich der Baum ganz als der Koloss, der er ist, zu erkennen gegeben, mit so schweren Ästen, dass sie dem Boden zuwachsen, ihn berühren und dann wieder himmelwärts streben; und so auf die Ellbogen gestützt, erinnert er an eine Frau, die am Küchentisch sitzt, das Kinn auf den Knöcheln, und Tagträumen nachhängt. Erschüttert von seiner Schönheit, bleibe ich stehen, und während ich ihn betrachte, stelle ich mir vor, wie die Schwäne auf ihrer Insel den hellen Funken in der Nacht sehen, der etwas in ihren Schwanenherzen berührt. Irgendjemand hat erzählt, sie hätten wieder angefangen, ein Nest zu bauen, aber ich weiß nicht, wie sie das ertragen nach allem, was sie verloren haben.

Ich hoffe, meinen beiden Söhnen ist jetzt wie auch in der im Dunkel gerade erst Gestalt annehmenden Zukunft bewusst, dass ihre Mutter in all den Stunden, in denen sie so zügig von ihnen wegmarschierte, gar nicht weg war, dass mein Geist schon vor Stunden zurück ins Haus gewandert und in das Zimmer gekrochen ist, in dem ihr früh aufstehender Vater bereits eingeschlafen ist, meistens vor acht, und dass ich ihn berührt habe, diesen sanften Mann, den ich so verzweifelt liebe und auf gewisse Weise so fürchte, dass ich den Puls an seinen Schläfen gefühlt und seine Träume gespürt habe, die zu fern sind für meinesgleichen, und anschließend die knarrende alte Treppe hinaufgestiegen bin, mich oben zweigeteilt und zu den jeweiligen Zimmern der Jungen geschlichen habe und durch die Ritzen unter der Tür geschlüpft bin, um die Luft einzuatmen, die sie ausgeatmet haben. Jede Pause zwischen dem Ende eines Atemzugs und dem Beginn des nächsten ist lang; andererseits gibt es nichts, was sich nicht unentwegt im

Wandel befände. Bald, morgen schon, werden die Jungen Männer sein, dann werden die Männer das Haus verlassen und mein Mann und ich werden einander ansehen, gebückt unter dem Gewicht all dessen, was wir nicht brüllen konnten oder wollten, und all der Stunden, die wir, mein Körper, mein Schatten und der Mond, zusammen draußen herumgelaufen sind. Es ist schrecklich wahr, selbst wenn in dieser Wahrheit kein Trost liegt, dass die alten Cartoons recht hatten, dass der Mond, wenn man ihn Abend für Abend nur lange genug ansieht, wie ich es getan habe, tatsächlich lacht. Aber er lacht nicht über uns, uns einsame Menschen; wir sind viel zu klein und unser Leben ist viel zu kurz, um uns überhaupt Beachtung zu schenken.

IN DEN IMAGINÄREN WINKELN DER RUNDEN WELT

Jude wurde in einem Cracker-Haus geboren, direkt am Rand eines Sumpfs, der förmlich brodelte, so viele namenlose Reptilienarten lebten darin. Damals war Floridas Mitte nur dünn besiedelt. Klimaanlage hatten nur die Reichen, der Rest behalf sich mit hohen Decken, Schlaf-Veranden und Dachventilatoren. Judes Vater war Herpetologe und arbeitete an der Universität, und wenn die Schlangen nicht von selbst in das warme Haus gekrochen wären, hätte sein Vater es ohnehin damit vollgestopft. Auf den Fensterbänken standen Klapperschlangen in Formaldehyd. Die Bretterverschläge, in denen seine Mutter einmal Hühner zu halten versucht hatte, waren von zuckenden Reptilienknäueln bevölkert. Jude lernte schon in jungen Jahren, ruhig Blut zu bewahren, wenn er etwas berührte, das Giftzähne hatte. Er hatte gerade erst laufen gelernt, als seine Mutter in die Küche kam und eine Korallenotter um sein Handgelenk herum ihren rot-gelben Schwanz jagen sah. Sein Vater schaute von der anderen Seite des Zimmers aus zu und lachte. Seine Mutter kam aus dem Norden, eine Presbyterianerin. Sie war immer erschöpft; täglich kämpfte sie allein gegen den Moder und den höllischen Schlangengestank im Haus an. Sein Vater hätte nie zugelassen, dass eine Schwarze einen Fuß in sein Haus setzte, und eine weiße Frau konnten sie sich nicht leisten. Judes Mutter fürchtete sich vor allem, was Schuppen hatte, und versuchte, solches Getier mit Kirchenliedern fernzuhalten. Als sie mit Judes Schwester schwan-

ger war und eines Abends im August ein kühles Bad nehmen wollte, übersah sie ohne Brille den knapp einen Meter langen Albino-Alligator, den ihr Mann in der Badewanne einquartiert hatte. Am nächsten Morgen war sie weg. Eine Woche später kam sie zurück. Und nachdem Judes Schwester tot geboren wurde, ein Baby wie ein makelloses Blütenblatt, hörte seine Mutter nie mehr auf, leise vor sich hin zu singen.

Das Tosen des Kriegs wurde immer lauter. Schließlich war es unüberhörbar. Seine Mutter bügelte die neue Khakiuniform seines Vaters, dann ging seine Abwesenheit durchs Haus wie eine kühle Brise. Er war in Frankreich und flog Frachtmaschinen. Jude stellte sich schuppige Tiere vor, die in der Luft mit riesigen Flügeln schlugen, während sein Vater mit grimmigem Blick die Zügel hielt.

Als Jude an ihrem ersten Tag allein im Haus einen Mittagschlaf hielt, warf seine Mutter die toten Schlangen samt Gläsern in den Sumpf und trennte den lebenden fein säuberlich den Kopf ab. Mit der Gartenschere schnitt sie sich einen Bob. Innerhalb einer Woche zog sie mit ihm neunzig Meilen weiter an die Küste. In der ersten Nacht im neuen Haus, als sie glaubte, er würde schlafen, ging sie im Mondlicht hinunter ans Wasser und grub die Füße in den Sand. Es sah aus, als würde der glänzende Saum des Meeres sie sich bis zu den Knien einverleiben. Jude hielt ängstlich die Luft an. Eine große Welle kam und rollte über ihre Schultern hinweg, und als das Wasser zurücklief, war seine Mutter wieder ganz.

Es war eine ganz neue Welt, voller Delfine, die als glänzende Bögen die Küste entlangglitten. Jude mochte die Pelikane, geisterhafte Keile am Himmel, und das wilde Graben nach

Strandschnecken, die immer tiefer im nassen Sand verschwanden. Wenn sie Schnecken sammeln gingen, zählte er im Kopf immer mit, und als sie einmal nach Hause kamen, verkündete er seiner Mutter, sie hätten genau vierhunderteinundsechzig Stück ausgegraben. Ohne zu blinzeln, sah sie ihn durch ihre Brille an und zählte die Tiere laut nach. Dann ging sie zum Waschbecken und wusch sich lange die Hände.

Schließlich drehte sie sich um und sagte, Du magst Zahlen.

Ja, antwortete er. Sie lächelte, wobei ein sanftes Strahlen von ihr ausging, das ihn erschreckte. Er spürte, wie es in ihn eindrang, bis tief in seine Knochen sickerte. Sie küsste ihn auf den Scheitel und brachte ihn ins Bett, und als er mitten in der Nacht aufwachte und sah, dass sie neben ihm lag, schob er die Hand unter ihr Kinn und ließ sie bis zum Morgen dort liegen.

Ihm dämmerte, dass die Welt nach Regeln funktionierte, die sich ihm nicht offenbarten, dass er nur einzelne Fäden eines größeren Gewebes zu fassen bekam. Judes Mutter eröffnete eine Buchhandlung. Weil Frauen in Florida keine Immobilien erwerben durften, kaufte Judes Onkel, ein kugelrunder, kleiner Mann, der keinerlei Ähnlichkeit mit seinem Vater hatte, den Laden von ihrem Geld und überschrieb ihn ihr anschließend. Seine Mutter trug seit Neuestem Kostüme, die ihr Dekolleté zeigten, und bevor sie in die Straßenbahn stieg, nahm sie ihre Brille ab, damit sie der Öffentlichkeit mit sanftem Blick begegnete. Statt Jude Schlaflieder vorzusingen, wie sie es im Schlangenhäus getan hatte, las sie ihm jetzt vor. Shakespeare, Neruda und Rilke, und während sich das Metrum der Verse in seinem Kopf mit dem trägen Rhythmus des Meers vermischte, sank er in den Schlaf.

Jude mochte die Buchhandlung sehr; es war hell dort und roch nach frischem Papier. Einsame Kriegsbräute kamen mit ihren Kinderwagen und gingen mit einem Armvoll Modern-Library-Klassiker, Matrosen auf Urlaub schlenderten hinein, um wenig später mit einer Tüte Bücher vor der Brust beglückt wieder hinauszugehen. Nach Ladenschluss löschte Judes Mutter alle Lichter und öffnete den Schwarzen, die geduldig am Hintereingang warteten, dem würdevollen Mann mit seiner Rollmütze, der Galsworthy verehrte, der dicken Frau, die als Dienstmädchen arbeitete und pro Tag einen Roman las. Dein Vater würde fuchsteufelswild werden. Ach, zur Hölle mit ihm, sagte seine Mutter zu Jude und sah dabei so entschlossen aus, dass in seinem Kopf die letzten Spuren der furchtsamen Frau ausgelöscht wurden, die sie einmal gewesen war.

Als er eines Morgens kurz vor der Dämmerung allein am Strand war, sah er etwa hundert Meter vor der Küste etwas Großes, Metallisches durch die Wasseroberfläche brechen. Das U-Boot sah ihn aus seinem einen Periskop-Auge an und tauchte lautlos wieder ab. Jude erzählte niemandem davon. Er behielt dieses gefährliche Wissen in seinem Inneren, wo es drückte und kniff, aber der größeren Welt nichts anhaben konnte.

Judes Mutter stellte eine schwarze Frau namens Sandy ein, die ihr bei der Hausarbeit half und auf Jude aufpasste, während sie im Laden war. Sandy und seine Mutter wurden Freundinnen, und manchmal wachte er nachts auf und hörte auf der Veranda Gelächter, und wenn er nachsah, saßen seine Mutter und Sandy dort in der nächtlichen Meeresbrise. Sie tranken

Schlehen-Gin-Fizz und aßen Zitronenkuchen; Sandy legte Wert darauf, immer frischen im Haus zu haben, auch wenn Zucker Mangelware war. Sie gaben ihm auch ein Stück, dann schloß er auf Sandys breitem Schoß ein, auf der Zunge die saure Süße und im Ohr den Atem des Meers und die Stimmen der Frauen.

Mit sechs entdeckte er ganz allein die Multiplikation, als er in der heißen Sonne vor einem Ameisenhügel kauerte. Wenn pro Minute zwölf Ameisen den Hügel verließen, bedeutete das siebenhundertzwanzig pro Stunde, ein immenses Kommen und Gehen. Sprachlos vor Glück, rannte er in den Buchladen. Als er den Kopf im Schoß seiner Mutter vergrub, verwechselten die Frauen, die an der Ladentheke mit ihr plauderten, sein Schluchzen mit Traurigkeit.

Der Junge vermisst bestimmt seinen Vater, sagte eine der Damen und meinte es nur gut.

Nein, sagte seine Mutter. Sie allein kannte sein berstendes Herz und kratzte ihm sanft die Kopfhaut. Doch in Judes Innerem bewegte sich etwas, und er dachte an seinen Vater, von dem seine Mutter in all den Jahren so selten gesprochen hatte, dass der Mann fast nicht mehr existierte. Jude konnte sich kaum noch an das Schaben von Schuppen auf Schuppen und das düstere Cracker-Haus im Sumpf erinnern, in dem stets die Vorhänge zugezogen waren, damit die heiße, stinkende Sonne nicht hereinkam.